Nummer 265 Freitag, 12. November 1926

Berliner Familien-Zeitung

Die Spinne

VON HANS BUSSMANN

Morgens sagte Frau Sabine (sie war die geistreichste Frau im ganzen Hause): „Spinne am Abend, erquickend und labend — — — —"

Und indem Frau Sabine es sagte, befreite sie ihren Gatten von einer riesigen Kreuzspinne, die sich nachts im Korridor auf den Mantel heruntergelassen hatte, und die noch daran hing, als Frau Sabines Mann die Gemahlin umarmte, küßte und ihr zärtlich Lebewohl sagte.

Sabine stipfte die Spinne mit dem Finger von dem Mantel.

Fritz Winter (Sabines Gatte) nahm für den ganzen Tag Abschied.

„Ich komme spät nach Hause", sagte er zu Sabine, und sie trennten sich, und Fritz ging leicht die Treppe hinunter.

Denn er war noch jung, lebendig und abends zum Junggesellenessen bei seinem Chef eingeladen. Und der Chef war selbst ein Junggeselle. Also war es vielleicht ein Essen mit Damen.

Spinne am Abend, erquickend und labend, Spinne usw.

Es war ganz sonderbar, daß Fritz Winter immerwährend an die Spinne denken mußte. Er sah sie vor sich, wie ihr dünner Leib, einem leichten Wagengestell vergleichbar, mit rasender Schnelligkeit . . . Gut, daß seine Frau sie im letzten Augenblick weggeschleudert hatte!

Hatte er die Spinne eigentlich zertreten? Er konnte sich nicht mehr besinnen. Das war ja unangenehm! Wenn er abends nach Hause kommen würde, dann . . . „Meine Frau wird sie inzwischen schon totgemacht haben", dachte er.

Uebrigens war das Essen so gut, daß Fritz Winter die Spinne vergaß.

Es waren wirklich ein paar Damen eingeladen, über denen er auch seine Frau vergaß. Aber zu seiner Ehre sei gesagt, daß er sich nichts vergab. Er brach allein auf, und es war schon spät.

Er rannte über einen weiten baumlosen Platz. Von weither ratterte der letzte Eisenbahnzug. Fritz Winter stand gerade auf dem Bahnsteig, als der Zug einfuhr. „Montag," dachte er unwillkürlich, „deshalb sind die Wagen so leer."

Wirklich saß kein Fahrgast in der zweiten Klasse. Wie ein weitgereister Gott warf Fritz Winter sich in das Polster. Er streckte sich als Alleinherrscher.

Daß er auch in früheren Jahren nie auf den Gedanken gekommen war, sich einen Sonderzug zu nehmen! Ihm fiel ein, daß das nur ein paar hundert Mark gekostet hätte. Jetzt war die Gelegenheit verpaßt (wie bei der blonden Mia). Jetzt hatte er kein Geld für Sonderzüge mehr. Aber heute abend konnte er sich einbilden, er führe privat, wenn auch nur ein paar Stationen — — — —

Nur eine, nur eine! Der Zug hält. „Es ist zum Lachen", denkt Fritz Winter. Niemand steigt aus. Auf dem Bahnsteig wartet niemand außer einem Herrn, groß, breitschultrig, amerikanisch. Er steigt nicht gleich ein. Der Stationsvorsteher winkt schon wütend. Der Herr schreitet mit ein paar Riesenschritten den Zug entlang, an leeren Abteilen vorbei. Der Zug fährt schon, da schwingt er sich hinein, gerade in das Abteil, in dem Fritz Winter sitzt.

Der Raum hat viele Plätze. Der Herr setzt sich Fritz Winter gegenüber.

Der Zug donnert unheimlich über eine Brücke.

Der eingestiegene Herr breitet eine Zeitung aus. Nachts um ein Uhr liest er mit wildem Eifer. Warum auch nicht? Immerhin, die meisten

Menschen schlafen um diese Zeit in den Betten oder in Eisenbahnzügen, sogar im Freien. Der Herr dagegen liest. Er hält die Zeitung mit einer Hand, die andere sieht Fritz Winter nicht — — —

Der Mann dort ihm gegenüber ist unheimlich. Sein ruheloser Blick steht in verdächtigem Gegensatz zu seiner Eleganz.

Fritz Winters Seele schreit ihm plötzlich zu: „Fast alle Wagen dieses Zuges sind leer. Der Mann dir gegenüber stieg hier ein, um dich zu morden. Hinter der Zeitung bereitet er ein Betäubungsgift, hält er einen Revolver. Wenn die Kugel dein Herz durchschlagen hat, sinkt du zurück in das Polster. Das Fahrgeräusch verschlingt den Schall des Schusses. Umsonst tust du mit einem erstickten Schrei. Der Zug nähert sich jetzt einem Tunnel. Hier geschah vor vier Jahren schon einmal ein Mord — — — — —"

Fritz Winter starrt den Mann ihm gegenüber an. Ein stahlharter Blick trifft ihn zurück. Fritz senkt den Kopf, er erwartet den Streich. Was soll er tun? Aufstehen und fragen: was tun Sie da hinter der Zeitung? Sich lächerlich machen? Wenn sich jener etwa nur im Taschenspiegel besieht!

Fritz Winters Blick fällt mitten auf die Zeitung, die jener ganz hochhält. Man kann auf der zugewandten Seite lesen. Amerikanisches Riesenformat. In der Mitte der Seite ein Bild, ein widriges Tier . . . eine Spinne . . . Amerika als Spinne dargestellt . . . wie es mit seinen Fangarmen die Welt umklammert, das Geld an sich saugt . . .

Jetzt kommt der Tunnel. Der Schall dröhnt von beiden Seiten. Jetzt wird er dich morden, Fritz Winter, jetzt noch vier Sekunden höchstens, noch drei, noch zwei . . . jetzt . . .

„Spinne am Abend!" blitzt es durch Winters Gehirn.

Er ist aufgesprungen, neigt sich vor, greift mit der Hand an den Hut des anderen und sagt schnell:

„Sie haben da eine greuliche Spinne am Hut! Gestatten Sie, daß ich Sie davon befreie!"

Und er zerdrückt Luft zwischen zwei zitternden Fingern . . .

Der andere dankt verlegen, knifft die Zeitung zusammen, steigt am nächsten Bahnhof aus.

Im Abteil riecht es ein wenig. Andere Fahrgäste, die einsteigen, öffnen die Fenster.

Zu Hause auf dem Korridor läuft die riesige Spinne umher. Immer noch.

Fritz Winter schreitet ganz behutsam über sie hinweg.

„Spinne am Abend . . ."

Der Eskimo-Münchhausen

Der Polarforscher Donald Mac Millan kam von seiner letzten Expedition mit einem Eskimo nach New-York. Abio, der Eskimo, hatte bisher nur die sechzig Menschen seines Dorfes gesehen; in der Millionenstadt am Hudson hielt er die Wirklichkeit für einen phantastischen Traum: Wolkenkratzer, Autos, Untergrundbahn, Telephon, Radio, tausende Menschen, tausende Maschinen, Flugzeuge, Dampfer.

Er verzweifelte: immer Neues zu erleben, immer wieder Neues zu sehen. „Das Märchen ermüdet", sagte Abio und schloß die Augen.

Entsetzliche Furcht ergriff ihn: heimgekehrt in sein Dorf im Norden, wird niemand ihm glauben, seine Stammesgenossen werden sagen, berichtet er von Wolkenkratzern, von Flugzeugen, daß er auf der Reise wahnsinnig geworden sei, oder, daß er „aufschneide". Was er in einigen Tagen gesehen, das ist so viel, um die ganze lange Polarnacht erzählen zu können.

Abio wurde von Journalisten interviewt, befragt, was er von der amerikanischen Frau halte.

„Zu wager", antwortete er.

In Theater, Variétés, Kinos, Kabaretts wurde der Eskimo geführt, alles durfte er sich ansehen, die Amerikaner hatte eine kindliche Freude an der Verwirrung Abios, alle waren liebenswürdig zu ihm, da sie alle klüger zu sein glaubten, da sie ihn bemitleideten; als er zum Woolworth-Wolkenkratzer hinaufsah, sagte er ergriffen: „Größer als Kap Munford." —

Der Traum war kurz, das Erwachen, wieder heimgekehrt, in seinem Dorf im Norden, ließ ihn zweifeln an dem, was er gesehen und erlebt hatte, nur manchesmal, wenn er berauscht war, in hellen Polarnächten, erzählte Abio von dem Wunderland mit Hütten, so groß wie das Kap Munford, von fliegenden Menschen . . .

Die Eskimos hörten ihm aufmerksam zu und lächelten, wie wir beim Lesen der Abenteuer Münchhausens . . . —la.

Französische Anekdote

Eine Schauspielerin sitzt mit dem Sohn eines berühmten Dramatikers in der Loge eines Variétés.

„Sie rauchen zuviel!" sagt die Schauspielerin.

„Mein Vater ist sechzig, und er raucht ununterbrochen."

„Wenn er nicht geraucht hätte," antwortet die Schauspielerin, die sich um eine Rolle in dem neuen Stück des berühmten Dramatikers bemühte, die eine Liebenswürdigkeit sagte, „wenn Ihr großer Vater nicht geraucht hätte, wäre er mindestens siebzig Jahre alt . . ."

Die Flucht in die Unterwelt

ROMAN VON ALFRED MACHARD

[15. Fortsetzung.]

Copyright by Drei Masken Verlag A.-G., München.

[Nachdruck verboten.]

Das riesige Stück Fleisch geht ununterbrochen, unaufhörlich von Mund zu Mund. Es verkleinert sich förmlich zusehends, aber sonderbarerweise fühlen weder Vater noch Kind sich gesättigt. Es ist, als schmölze ihnen dieses Fleisch unter den kauenden Kinnladen in etwas Gegenstandsloses hinweg; in Wind vielleicht! Und nun liegt der Knochen bloß, ist bis in die kleinsten Vertiefungen, an denen noch etwas Fleisch saß, abgenagt. Ihre Magen aber ziehen sich plötzlich zusammen, krampfen sich, winden sich unter der scharfen Zange des Hungers.

Und Bernier stößt einen Schrei aus.

Er schlägt die Augen auf. Der Regen hat ausgesetzt. In langen Bändern zieht der Nebel über die dunkeln Fluten des Wassers. An den einsamen Ufern verlöschen in der Ferne lautlos die Straßenlaternen.

Der Tag bricht an. . .

Noch immer liegen die Bettler auf der feuchten Erde herum. Die Tote scheint in ihrem Sarg aus wurmstichigen Planken womöglich noch um einen Schatten bleicher. Immer gleich hungrig lutscht der Säugling an seinem kleinen, in der Morgenkälte frierenden Daumen. Und der Hundescherer schläft, mit dem Kopf auf den Knien, auf seiner Schachtel. Zu seinen Füßen ringelt sich das feine Skelett eines geräucherten Herings, von dem nur mehr der glatte Schwanz und der kupferglänzende Kopf übriggeblieben sind.

Wo sind die Ueberbleibsel des prunkenden Festmahls? Wo sind die Knochen des Geflügels, die Schalen und Butze der Früchte? Wo sind die leeren Flaschen?

Bernier versteht. Es war ein Traum. . .

Ein trübes Licht erhellt nach und nach das finstere Brückengewölbe, läßt Menschen und Dinge aus der Nacht hervortreten.

Der Mann erzittert. . . Da liegt ganz dicht neben ihm, das Gesicht in einem Ellbogen vergraben, eine alte Bettlerin auf dem Bauch. Der Bettelsack neben ist halb offen, so daß sein Inhalt sichtbar ist: ein paar Kutscherstiefel, eine Milchflasche aus rostigem Blech, ein Kamm, der nicht mehr als drei Zähne hat, eine Sankt-Jakobs-Muschel und ein großes Stück altes Brot.

O, dieses Brot . . .

Bernier scheint zu halluzinieren. Seine Nasenflügel zittern. Heimlich läßt er die gierige Hand über die Erde gleiten, näher rücken. Dieses Brot! . . . Er kann es nehmen, niemand wird es sehen. Er braucht dieses Brot so notwendig, es wird seinen und Boubous Hunger stillen. Schon berühren seine Finger den Quersack, schon greifen sie nach der lockenden Rinde, schon . . .

Bernier hat die Hand mit einem Ruck zurückgezogen. Noch immer hält er sein Kind in den Armen. Mit großer Anstrengung steht er auf. Er schwankt ein bißchen, rafft sich aber zusammen, schöpft einen Atemzug frische Luft und geht dann rasch und ohne den Kopf zu wenden, fort.

„Kannst ruhig schlafen, arme Alte. Wenn du jetzt aufwachst, so wirst du dein Brot wiederfinden."

Boubou reibt sich schmerzlich die Augen. Nachdem man ihn so gewaltsam aus dem Schlaf gerissen hat, ist er erstaunt, nun, da er alles schon längst vergessen hat, an der keuchenden Brust seines Vaters zu liegen. „Wo sind wir denn? . . . Wohin gehen wir?" fragt er.

Und setzte dann gleich in einem Schrei hinzu: „Ich hab' Hunger!"

„Schweig doch," beschwört Bernier ihn mit gepreßter Stimme, „so schweig doch."

Er steigt jetzt die Treppe hinan, die über die Böschung an den Quai de l'Hotel-de-Ville führt. Dabei murmelt er mit zusammengebissenen Zähnen:

„Nein . . . nicht bei den armen Teufeln . . . das darf man nicht, das darf man nicht! . . . Nicht bei den Armen!"

Auf dem Fußsteig oben stellt er Boubou wieder auf die Beine. „Geh!"

Das Kind, das eben mehrere Stunden in seinen regendurchtränkten Kleidern geschlafen hat, fühlt sich an allen Gliedern wie gelähmt. „Ich kann nicht."

„Doch . . . du mußt . . ."

Boubou taumelt mit leerem Magen, dumpfem Kopf und klopfenden Schläfen: „Ich kann nicht, Pap . . ."

Da bückt Bernier sich resigniert: „Dann steig' also wieder herauf, wie gestern."

Und in heldenhafter Anspannung all seiner Kräfte geht er trotz der schmerzenden Anschwellung an seinen Knien, mit zusammengebissenen Zähnen weiter; auf seinem Rücken trägt er die schwere und kostbare Last.

Die Stadt ist noch ganz leer. Aber der Flüchtling durchspäht den fernen Nebel, wo die Silhouetten der Wachleute langsam hin und her gehen. . .

Er geht über den Platz des Hotel de Ville, erreicht die Rue de Renard und stürzt dann rasch in ein paar enge und dunkle Gassen hinein: in die Rue de la Verrerie, die Rue des Lombards. . .

Türen öffnen sich, fallen in der Stille krachend wieder zu. Aus den Häusern treten, noch verschlafen vom frühen Aufstehen, Arbeiter; sie gehen mit sehr lauten und sehr langsamen Schritten über den Fußsteig. . .

Mit lawinenartigem Getöse werden die eisernen Laden der Trinkhuden in die Höhe gezogen, so daß das Licht in Streifen auf die Straße fällt. Bernier will den zinnernen Ladentisch nicht sehen, wo die Tassen schon mit Zucker und Löffel der Reihe nach bereitstehen, um den guten, den heißen Kaffee aufzunehmen, der eben in dem schnurrenden roten Kupferkessel bereitet wird. Er will auch die Weidenkörbe nicht sehen, in denen die kleinen Milchbrote, die Kipfel und die duftigen Brioches, noch vom Backofen rauchend, in Pyramiden angehäuft sind.

Er überquert den Boulevard de Sebastopol, überquert die Rue Saint Opportune, kommt in das kleine Gäßchen de la Ferromière und schwenkt zu den Hallen ab. . .

Dort ist, in sonderbarem Gegensatz zu der Stille der anderen Viertel, ein ohrenbetäubendes Durcheinander.

In der ersten Morgendämmerung mengt sich eine tobende, kreischende, heftig bewegte Menschenmenge. Auf der Straße steht eine unübersehbare Fülle von Wagen: Lastautomobile voll Säcken, Riesenkörbe und Kisten mit exotischen Früchten, deren frischer, ätherferner Duft sich dem Geruch nach Motor oder heißem Oel mischt; zweirädrige Fleischerwagen aus La Villette, die entweder mit riesigen Stücken Rindfleisch angefüllt sind, oder, wie nach einem Blutbad unter Unschuldigen, von steifen, blutigen Lämmerpfötchen überquellen, Bauernkarren, die aus fernen Vororten kommen und durch ihre prächtige Aufmachung wie für eine Kirchweih geschmückt erscheinen, denn das Gemüse häuft sich so übereinander, daß das frische Grün des Porree neben dem grellen Rot der Karotten und Tomaten malerisch gegen das matte Weiß der Rüben absticht.

Arme recken sich, Hände haschen nach Melonen, andere wieder werfen mit Blumenkohl. Fässer voll Radieschen schießen über die Köpfe. Langsam schwanken die Kartoffelsäcke auf den kräftigen Schultern. Die Fußsteige kleben. Die Füße zermalmen Gras, schlechte Fische, faules Obst. Die Weinstuben sind überfüllt von Männern in Blusen und Frauen in Schürzen und Holzschuhen, die sich dreifach in ihre Tücher einnummeln. Sie alle trinken heißen Wein, schreien Zahlen. Ueberall hört man Geld klimpern, Lachen. Man hört heftig streiten. Und man hört auch dort hinten, unter dem widerhallenden Gewölbe der Hallen, wie einen Ausdruck von ländlichem Frieden und klarer Morgenfrühe, die gefangenen Hähne in ihren engen Weidenkörben.

Die bewegte Menge hat sich Berniers bemächtigt. Sie umklammert ihn, faßt ihn ein, stößt ihn nach rechts und nach links, wirft ihn nach vorn, zieht ihn wieder zurück, scheint ihn, wie einen Eindringling, an stilleren Stellen verjagen zu wollen. Aber da hat sie ihn auch schon wieder, nimmt ihn launenhaft zurück, fügt ihn den eigenen Gegenströmungen ein, um ihn mitten in einem großen Getümmel besser ersticken zu können. Und er geht weiter, geschoben, gedrückt, gestoßen wie ein entsetzlich erschöpfter Automat, aufrecht erhalten nur durch die äußerste Willensanspannung, während auf seinem gemarterten Rücken Boubou, übermütigt von dem Geruch all dieser Nahrungsmittel, in Ohnmacht fällt.

Oh, wie fein, wie unerhört empfindlich sind doch die nüchternen Nasen der Verhungernden! Wären sie satt, sie würden unter den zitternden Nüstern dieses Durcheinander der verschiedensten Düfte nicht so aufnehmen, nicht so wie jetzt in ihrem großen Hunger genau unterscheiden können: die schale Ausdünstung des frischen Fleisches, den leichten Duft der Gemüse, den schweren Dampf von fettem Schweinefleisch und das säuerliche Parfüm überreifer Früchte.

Bernier bückt sich auf einmal. . .

In der Flut von Packpapier, Holzwolle, in den Haufen von Hobelspänen liegen alle möglichen Abfälle.

Der gejagte Mann hebt heimlich irgend etwas auf. Es ist dies eine halb verfaulte Orange, an der ein großer grünspanartiger Kreds frißt.

Mit einem raschen Ruck der Finger reißt er die verdorbene Stelle ab.

So bleiben ein paar beinahe noch gute Spalten übrig. Oh, wie verlockend sie ihm vorkommen! Schon will er sie in den Mund stecken, da fährt ihm eine kleine Hand vor das Gesicht, und ein gieriges Stimmchen bettelt keuchend: „Mir, Pap . . . mir!"

„Nimm!" sagt er einfach.

Dann hebt er ein paar Kohlblätter auf, kaut, verschlingt sie mit Genuß. Er findet auch eine Nuß, die er mit dem Schuhabsatz aufbricht und deren fettigen Oelgeschmack er noch lange im Munde behält. Boubou bekommt noch zwei Stücke von verdorbenen Bananen.

(Fortsetzung folgt.)